

Ansprache im Konzert der Berliner Domkantorei am 3. November 2007 im Konzerthaus Berlin

„Den Opfern des Kosovo gewidmet“, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist die Friedensmesse „The armed man“ des englischen Komponisten Karl Jenkins, die nach Mendelssohns Kantate „Verleih uns Frieden gnädiglich“ und einem der „Chichester-Psalms“ von Leonard Bernstein heute Abend im Konzerthaus erklingen wird. Die drei sehr unterschiedlichen Stücke aus drei sehr unterschiedlichen Jahrhunderten verbindet zumindest eines – die leidenschaftliche Bitte um den Frieden in dieser Welt.

Felix Mendelssohn-Bartholdy schrieb seine kleine Kantate während des Karnevals in Rom 1831; vertont ist ein Choraltext Martin Luthers: „Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unseren Zeiten, es ist ja doch kein anderer nicht, der für uns könnte streiten, denn du, unser Gott alleine“. Luther hat mit diesen Worten ganz schlicht und praktisch Wort für Wort eine spätantike Antiphon, also einen Einleitungsvers, übersetzt, die wir noch heute als Kanon singen: *Da pacem domine in diebus nostris*. Zu der Zeit, als Luther die lateinische Antiphon vertonte (1528/1529), waren, zurückhaltend formuliert, wenig friedliche Zeiten, braute sich, um direkter zu reden, eine hochgefährliche politische Lage zusammen: Der katholische Kaiser Karl hatte seinen französischen Feind Franz niedergeworfen und wendete sich nun seinem deutschen Reich zu. Auf dem Reichstag von Speyer im Februar 1529 hatte er durchgesetzt, daß alle Stände, die sich zur neuen evangelischen Lehre mit der Reichsacht bedroht waren, also für vogelfrei erklärt worden waren. Und seit Herbst 1528 rüsteten die Türken und begannen im Frühjahr des folgenden Jahres, bis vor Wien zu marschieren. Schlimmster Krieg drohte: Bürgerkrieg im Reich und die Eroberung weiterer Gebiete durch die Türken. Ein evangelischer Christenmensch mußte zu dieser Zeit befürchten, entweder von den kaiserlichen Truppen hingemordet zu werden

oder von den Soldaten des Sultans ins die Sklaverei verkauft zu werden. Von all' diesen fürchterlichen politischen Kontexten ist in Luthers Lied, das Mendelssohn vertont, nichts zu spüren: Gegen die Unruhe der Verhältnisse wird die feste Zuversicht des neuen Glaubens gesetzt: „Es ist ja doch kein anderer nicht, der für uns könnte streiten, denn du, unser Gott *alleine*“ dichtet Luther und hat das „alleine“ zum lateinischen Text hinzugefügt, ein kleines Wörtlein, das eine Wörtlein, das die Angst und den Teufel, der nach Luther Angst macht, fällen kann, das Wort allein. Mendelssohns Choralkantate beginnt ganz zart, mit tiefen und leisen Tönen, als ob wir für Frieden nur aus der Tiefe unseres eigenen Unfriedens, aus der Tiefe unseres Zweifels rufen könnten, ganz zart, ganz sacht und uns erst durch mehrfache Wiederholung des alten Gebetes unserer Zuversicht versichern könnten – die Choralzeile wird zunächst nur vom Baß gesungen, erst bei der dritten Wiederholung der Choralzeile unterstützt das volle Orchester einen vierstimmigen Satz.

Leonard Bernsteins *Chichester-Psalms* schließen ebenfalls mit einem sehr alten Friedensgebet, den in hebräischer Sprache vorgetragenen Anfangsversen des einhundertdreißigsten Psalms: „Hineh mah tov, umah naim, Shevet ahim, Gam yahad“: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen“, wie Luther übersetzte. 1965, als Bernstein diese Musik für das Sommerfestival im englischen Chichester schrieb, tobte der zweite Kaschmirkrieg zwischen Indien und Pakistan, der Vietkong und Südvietnam lieferten sich die erste große Schlacht, bei politischen Auseinandersetzungen in Indonesien kamen zwischen hunderttausend und fünfhunderttausend Menschen ums Leben. Hineh mah tov, umah naim, Shevet ahim, Gam yahad. Der Beter aus grauer Vorzeit hält Gott einen Weisheitsspruch vor, der nicht nur im alten Israel, sondern auch in Ägypten und im Orient verbreitet war: Eintracht unter Brüdern ist fein und lieblich. Und er bittet, daß Gott solche Eintracht schenken möchte auf den Bergen Zions, in Israel, „denn“, so heißt es am Schluß des einhundert-

dreiunddreißigsten Psalms: „dort verheißt der Herr den Segen und Leben bis in Ewigkeit“. Gottgeschenkte Eintracht zwischen Brüdern – man kann sich gut vorstellen, daß Leonard Bernstein, der aus einer russischen jüdischen Familie stammte, also die Verfolgungsgeschichte der Juden in Rußland von seinen Eltern und Großeltern erzählt bekommen hatte, von den sich verschärfenden Konflikten zwischen Juden und Palästinensern im Heiligen in der Zeitung las und wegen seiner Lebenseinstellung manche Anfeindungen zu erdulden hatte, sehr konkrete Vorstellungen von Eintracht unter Brüdern hatte – weil er viel Zwietracht erlebt haben muß. Aber wirkliche Spuren dieses Unfriedens finden sich in seiner hebräischen Bitte um Frieden nicht.

Ganz anders in der Friedensmesse von *Karl Jenkins*. Schon zu Beginn ertönt Marschmusik, wird die Trommel zum Krieg geschlagen, marschieren die bewaffneten Männer mitten in eine traditionelle Messe mit Kyrie, Sanctus und Benedictus herein. Immer wieder Motive militärischer Marschmusik, beispielsweise mitten im Sanctus, dem „Dreimal Heilig“ des klassischen Meßgottesdienstes. Während in der alten Welt galt, daß der Krieger seine Waffen an der Kirchentür abgeben mußte, marschieren die Soldaten im zwanzigsten Jahrhundert in die Kirchen hinein, zünden in den Synagogen die Menschen bei lebendigem Leibe an und sprengen die Moscheen in die Luft. Und noch viel konkreter wird die furchtbare Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts in dieser Friedensmesse, die zur Feier des Jahrtausendwechsels komponiert wurde: Als zweites Stück ertönt genau jener Muezzinruf, der in der arabischen Welt Tag für Tag von den Minaretten zu hören ist: Allahu akbar, „Gott ist groß“, la Illaha il la-lah, „es gibt keinen Gott außer Gott“. Wir alle erinnern uns daran, daß im Kosovo-Krieg des Jahres 1999 und seiner blutigen Vorgeschichte nicht nur Albaner und Serben miteinander rungen, sondern auch sunnitische Muslime auf die serbisch Orthodoxe trafen. Wie man auch immer Gründe und Verlauf der schrecklichen Auseinandersetzungen im postkommunistischen Jugoslawien beschreibt: daß Religi-

on, daß die Religionen ihren besonderen Anteil am Morden und Schlachten hatten, wird niemand bestreiten können. Das Zusammentreffen dieser beiden Religionen findet bei Jenkins nicht mehr vor der Kirchentür, auf den Schlachtfeldern des Amselfeldes und im publizistischen Kampf der Medien statt, sondern ist in die Kirche selbst hineingewandert, in die Messe, in den Gottesdienst: Das „Al-lahu akbar“ der Muslime und das „Kyrie eleison“ der orthodoxen Christen folgen unmittelbar aufeinander – beten Christen und Muslime zum selben Gott? Die, die im ehemaligen Jugoslawien gegeneinander kämpften, waren sich sicher, nicht zum selben Gott zu beten. Wir hier in Mitteleuropa diskutieren über die nämliche Frage, streiten auch, aber schlagen uns glücklicherweise nicht den Kopf ein. Die letztgültige, die schlußendliche Antwort auf die Frage, ob Christen und Muslime zu ein und demselben Gott beten, bleibt ohnehin Gott selbst überlassen.

Wir werden mit der Friedensmesse von Karl Jenkins ein sehr englisches Stück hören. Ein Teil des Kyrie lehnt sich stark an Giovanni Pierluigi da Palaestrina an, den großen Reformator der katholischen Kirchenmusik, aber wir hören auch Militärmärsche, einen Zapfenstreich und allerlei Jazz-Elemente, großen Chor und volles Orchester – so wird auch in den englischen Kirchen musiziert, in denen es eine lebendige Tradition von moderner Musik für liturgische Zwecke gibt, die Abend für Abend in den evensongs und Sonntag für Sonntag in den Meßvertonungen zur Aufführung gebracht wird. In den Kirchen des vereinigten Königreiches sind die „bewaffneten Männer“, um die es im ersten Stück der Friedensmesse geht, viel präsenter als in deutschen Kirchen – während bei uns höchstens verschämt am Ausgang eine Tafel hängt, die die Namen der Gefallenen aufzählt, sind in den einschlägigen Kapellen der Kirchen jenseits des Kanals Fahnen drapiert, militärische Symbole auf die Altartücher gestickt. „How blest is he who for his country dies“, „Gesegnet ist, wer für sein Land stirbt oder im lateinischen Original des Horaz: *Dulce et decorum est pro patria mori*. Gesun-

gen wird diese Zeile, die uns in Deutschland seit 1945 schauern macht, von Frauenstimmen, die schrille Melodieführung begleiten grelle Piccolo-Flöten.

Wir könnten uns kaum vorstellen, daß der Direktor des militärhistorischen Museums der Bundeswehr die Texte einer Messe zusammenstellen würde so wie der Master of the Armouries aus verschiedensten Traditionen die Vorlagen der Friedensmesse zusammensuchte – Verse der englischen Barockdichter John Dryden und Jonathan Swift, des in Indien geborenen Kolonialdichters Kipling, Zeilen aus dem bekanntesten indischen Volksepos, dem Mahabharata, und natürlich einige, aber nicht alle Texte aus dem traditionellen Kanon der Messe, Kyrie, aber kein Gloria, Sanctus, aber kein Credo, Agnus Dei und Benedictus, letztere aber in der Reihenfolge vertauscht; ein bunter Mix aus diversen Jahrhunderten, Kulturen, Traditionen samt einem Gedicht, das Guy Wilson, der „Master of the Armouries“ selbst geschrieben hat: „Now the guns have stopped“, ein Klagelied eines Überlebenden um seinen toten Freund. Aber auch viel musikalisch nachgestaltete Dramatik des Krieges: „Convey Horror“, „Entsetzen ausdrücken und vermitteln“ heißt es in der Partitur zum Stück „Charge!“, „Angriff!“, bevor nach dem Höllenlärm des Krieges Stille ausbricht, die furchtbare Stille nach der Schlacht und vor dem Zapfenstreich einer einsamen Trompete.

Die modernen Kriege sind längst global geworden – der Krieg im Nahen Osten erschüttert die Olympischen Spiele in München, er tötet Menschen in den Hochhäusern von New York. Wenn irgendwo Unfrieden ist, kann der Rest der Welt nicht in Frieden leben und wird im Inneren des Gotteshauses nicht eitel Frieden sein können. Diese Globalisierung des Krieges ist dem Stück von Jenkins abzuspüren, der Mischung der verschiedensten Traditionen und Kulturen im Stil von Musik und den verwendeten Texten. Die vielleicht auffälligste Präsenz einer hierzulande fremden Tradition ist der Muezzinruf „Allah hu akbar“, das muslimische Glaubensbekenntnis, durch dessen Aussprechen man zugleich auch zum

Islam konvertiert. Ein Muezzin ist Gast in der Messe und singt zu Beginn des Stücks dieses sein Glaubensbekenntnis. Das Zeichen braucht nicht lange interpretiert werden: Christen und Muslime verbinden sich in der Friedensmesse von Karl Jenkins zum Gebet um Frieden, und mit den Worten des hebräischen Psalms in Bernsteins Vertonung wird deutlich, daß auch die Juden in dieses Gebet um Frieden einstimmen. In ähnlicher Weise hat auch der Papst im Jahr 2002 zu einem großen Friedensgebet aller Religionen nach Assisi eingeladen und gleichwohl schon bei der Einladung betont, daß es bei jenem Treffen nicht zu einer Vermischung der Religionen kommen werde: „Jede religiöse Gruppe wird je nach Glauben, Tradition und im vollen Respekt vor den anderen an einem anderen Ort beten“. Wie man auch immer zum Verhältnis der Religionen denkt, wie man auch immer zu der nicht unproblematischen Figur dreier abrahamitischer Weltreligionen steht: *Daß* alle Religionen um Frieden beten, beten müssen, daran kann kein Zweifel sein. Schon allein deswegen, damit „sie ... hinfert nicht mehr lernen, Krieg zu führen“ und „kein Volk wider das andere das Schwert erheben“ wird, wie es die Friedensvision des Propheten Jesaja verheißt. Und – wie der Papst vor dem Treffen in Assisi sagte – um alle jene zu isolieren, „die den Namen Gottes für Zwecke und mit Methoden mißbrauchen, die ihn in Wahrheit verletzen“ – im schrecklichen zwanzigsten Jahrhundert haben, wie wir alle wissen, gerade auch Christenmenschen in Deutschland den Namen ihres Gottes unnützlich geführt und so mißbraucht. Die Friedensmesse von Karl Jenkins stammt aus einem Land, in dem schon wesentlich größere muslimische Gemeinden als bei uns hierzulande das Gesicht von Städten wie Birmingham oder London deutlich sichtbar prägen; sie konfrontiert uns mit der Frage, in welcher Form sich hierzulande die Religionen *gemeinsam* für den Frieden einsetzen können und doch dabei an der Gewißheit festhalten, daß „ja doch kein anderer nicht“ ist, der für uns streiten könnte, „denn du, unser Gott alleine“.